

Die Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ und die Tretjakov-Rezeption der Neuen Linken in der BRD

Interview mit Eberhard Knödler-Bunte

Das Gespräch führten Eduard Jan Ditschek und Ewald Schürmann am 31.01.2014

1. Von Stuttgart über Berlin nach Frankfurt

EJD: Herr Knödler-Bunte, wir wollen mit Ihnen über Ihre Frankfurter Zeit sprechen, über die Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ und über die Rezeption der Künstleravantgarde aus der frühen Sowjetunion. Sie sind in Stuttgart geboren. Wie sind Sie von Stuttgart über Berlin nach Frankfurt gekommen?

EK-B: Ich kam schon in jungen Jahren in die Nähe von Frankfurt, weil ich von der Schule geflogen war wegen Aufmüpfigkeit. Aufgewachsen bin ich in Öhringen, in Nordwürttemberg. Da war ich Schulsprecher und als solcher auch tätig in der "Wetterfahne", unserer Schülerzeitschrift. Schon damals war ich irgendwie zu kritisch, nicht gerade links, aber nonkonformistisch, eher mit so einem existenzialistischen Touch. Das hat gereicht für einen Schulverweis in der Untersekunda. Darauf kam ich in das Schuldorf Bergstraße, gelegen zwischen Seeheim und Jugenheim, eben an der Bergstraße. Dieses Gymnasium war relativ nah an Frankfurt dran, sowohl räumlich als auch auf die Gedankenwelt bezogen. Es war ein Reformgymnasium, ein SPD nahes Reformgymnasium.

EJD: War das ein Internat?

EK-B: Ja, aber es gab die Möglichkeit, ein separates Zimmer zu haben. Diese Möglichkeit habe ich natürlich sofort in Anspruch genommen. Und einige andere auch. Die Schülerschaft setzte sich zusammen aus Leuten, die aus dem Umland kamen, das waren die „Bodenständigen“ aus der Region, und dann gab es die Leute, die es woanders nicht ausgehalten haben, in Bayern oder in Baden-Württemberg oder sonst wo. Die haben sich da auch versammelt. Das war ein reges Leben. Die Schule zeichnete sich durch einige Besonderheiten aus. Wir hatten z.B. Philosophie und Psychologie als Hauptfach und im Abitur als Prüfungsfach, und wir hatten auch Psychologen und Philosophen als Lehrkräfte. Vor allen Dingen hatten wir Leute, die später die Hessische Curriculum-Reform getragen haben. Die waren bei uns Lehrer. Das hat die Schule sehr beeinflusst. Die hatten auch Beziehungen zur Universität in Frankfurt. Da gab es teilweise recht enge Beziehungen. Meine Schulbanknachbarin zum Beispiel, die war befreundet mit einem Assistenten von Adorno. Und so kam es, dass wir öfter mal nach Frankfurt „ausgebüchst“ sind. Da gab es also einen regen Link-Transfer sozusagen. Und deswegen haben wir alle früh schon Adorno gelesen. Ob wir ihn verstanden haben, weiß ich nicht mehr so genau. Eher nicht, würde ich sagen.

EJD: Das war 1965?

EK-B: Das war 1965, ja. 1966 habe ich Abitur gemacht. Und 1962 oder 63 bin in das

Schuldorf Bergstraße gekommen.

EJD: Und danach kam Berlin und nicht Frankfurt. Warum?

EK-B: Ich bin nach dem Abitur zuerst nach Berlin gegangen, also möglichst weit weg von Württemberg.

EJD: Frankfurt war Ihnen zu nah?

EK-B: Ja, ich hatte damals auch einen mentalen Widerstand eher theoretischer Natur gegen Frankfurt und die Kritische Theorie. Vielleicht war ich auch nur eifersüchtig auf den besagten Assistenten von Adorno, den meine Nachbarin so sehr schätzte. Ich opponierte, indem ich mir die Argumente des Neopositivismus zu eigen machte. Dabei habe ich Popper intensiv gelesen, Wittgenstein, Krysmanski und andere. Aber entscheidend war etwas anderes. Natürlich gab es neben Frankfurt andere Universitäten in heimatlicher Nähe: Heidelberg, Tübingen, Freiburg. Aber das hieß, dass man am Wochenende immer nach Hause fährt – und das wollte ich nicht. Ich wollte richtig weg und richtig weit weg war damals eigentlich nur Berlin, fand ich.

In Berlin habe ich erst mal angefangen, mich mit Geschichte und mit den beiden deutschen Staaten zu beschäftigen. Da stand ja unübersehbar die Mauer, die ich schon von Schulfahrten meines Öhringer Gymnasiums her kannte. Diese Fahrten wurden damals finanziert durch „Der Bürger im Staat e.V.“, wie sich die Landeszentrale für politische Bildung in Baden-Württemberg bis 1972 nannte. Ich war selbst schon als Schüler für „Bürger im Staat“ aktiv. Wir gründeten an meiner alten Schule einen politischen Arbeitskreis Oberschulen (PAO) und haben angefangen, Leute einzuladen, meist Germanisten, die in den Schulen Vorträge anboten. Wir hatten ein bisschen Geld und konnten die Referentinnen und Referenten auch bezahlen. Dabei kam ich auch zum ersten Mal in mit der russischen Literatur in Berührung.

Zwei Semester war ich in Berlin. Zuerst habe ich Philosophie und Mathematik studiert, obwohl ich in Mathematik sehr schlecht war. Aber im Schuldorf Bergstraße hatte ich einen prima Lehrer, bei dem ich mich in meinen Leistungen schlagartig verbesserte. Also habe ich angefangen, Mathematik als Nebenfach zu studieren, weil ich dachte: Zur Philosophie kann Mathematik nicht schaden. Das lag damals auf der Linie des Neopositivismus. Mathematik habe ich dann aber schnell aufgegeben und mich stark auf Soziologie kapriziert – zumal Philosophie in Berlin nicht so dominant vertreten war, da war Weischedel und sonst eigentlich nicht mehr so viel – sowie auf Politikwissenschaften am Otto-Suhr-Institut, dem OSI.

Am OSI gab es zu der Zeit ein ganz wichtiges Seminar – bei Alexander Schwan, der damals ein junger dynamischer Professor war. Es hieß "Positivistische, synoptische und dialektische Strömungen in der Soziologie". Da saßen sie alle drin: der Nevermann, der Häusermann, die Kadritzges, Gesine Schneider, die spätere Gesine Schwan, und alle, die im SDS irgendwie das Maul aufgemacht haben, die saßen da drin. Und da kam es dann zu der Spaltung zwischen den Aktivisten und den mehr an Theorie und an Theoriemodellen oder an konzeptionellen Erklärungen Interessierten. Mit denen bin ich dann nach Frankfurt gegangen. Die Kritische Theorie, das war unsere Motivation.

EJD: Das war noch nicht die politische Spaltung des SDS auf der Linie DDR-nah und DDR-kritisch?

EK-B: Überhaupt nicht, nein. Das spielte überhaupt keine Rolle. Das spielte in Frankfurt dann auch keine Rolle. In Frankfurt – und das ist eine der größten Leistungen der Kritischen Theorie, glaube ich – war diese DKP-Orientierung überhaupt nicht drin. Auch die klassisch, traditionalistisch sozialdemokratische Linie hatte in Frankfurt wenig Chancen. Der SHB war gegenüber dem SDS ein Nichts, der RCDS ebenso. Die DKP nahmen wir überhaupt nicht zur Kenntnis. Das war in Berlin natürlich ganz anders.

ES: Hat es eigentlich vom OSI aus zu anderen Instituten, z.B. zu den Religionswissenschaftlern, Verbindung gegeben. Da gab es Klaus Heinrich.

EK-B: Ja schon. Zu Klaus Heinrich ist man natürlich hingegangen. Das war interessant, klar. Was man an der Uni wahrgenommen hat, war halt auch bedingt durch Freundschaften, von dem, was man so mitgekriegt hat, auf Festen und auf der Wohngemeinschaftsebene. Es gab auch zu den Publizisten – damals waren Fritz Eberhard und Emil Dovifat noch da – Verbindungen und natürlich zu den Germanisten, also zu Szondi zum Beispiel. Und über Szondi gab es wiederum Anknüpfungspunkte zur Kritischen Theorie.

EJD: Wann sind Sie denn nun nach Frankfurt gegangen? War das im Jahr 1967 oder schon 1968?

EK-B: 1967

EJD: 1967 schon. Und in Frankfurt studierten Sie weiter Soziologie?

EK-B: Dort habe ich mich dann spezialisiert. Ich war immer doppelt eingeschrieben für Philosophie und Soziologie. Was ja in Frankfurt irgendwie irrelevant war, weil die wichtigen Professoren ohnehin Doppellehrstühle hatten, also jedenfalls Adorno und Horkheimer, und später Habermas ja auch.

2. Frankfurt, die Kritische Theorie und der Aktive Streik

EJD: Die Kritische Theorie, die Sie ja als Schüler noch abgelehnt hatten, war es nun also, was Sie nach Frankfurt zog. Und welche Rolle spielte dabei die Medientheorie?

EK-B: Ja, Die Mediengeschichte kam eigentlich dann über Walter Benjamin.

EJD: Die Benjamin-Rezeption hat also auch für Sie eine wichtige Rolle gespielt. Haben denn Horkheimer und Adorno Walter Benjamin bevorzugt ins Spiel gebracht?

EK-B: Nein, das kann man so nicht sagen. Das hing eher damit zusammen, dass wir versuchten, die damalige Kritische Theorie ein bisschen gegen den Strich zu bürsten. Wir haben uns vor allem auf die Schriften bezogen, die von der Kritischen Theorie zu der Zeit eher etwas abgedrängt worden sind: die „Dialektik der Aufklärung“, die Schriften des frühen Horkheimer aus dem Sammelband „Dämmerung“. Das haben wir uns besorgt und in Raubdrucken zugänglich gemacht – und eben Walter Benjamin. Es gab zwar die beiden Ausgaben „Angelus Novus“ und „Illuminationen“, die Adorno herausgegeben hatte, aber eine große Rolle spielte Benjamin in Adornos aktuellen Vorlesungen und Seminaren nicht. Und Horkheimer war damals schon über 70 und nicht mehr oft anwesend. Er machte zwar noch jeweils ein Pro- und ein Hauptseminar, ließ sich aber oft vertreten. Eigentlich war er 1967/68 schon hauptsächlich in Montagnola.

ES: Kurz noch zu den Raubdrucken: Wie funktionierte das damals? Wer hat die herausgebracht?

EK-B: Ach unterschiedlich. Die eigenen Sachen haben wir einfach auf Ormig-Matrizen geschrieben. Und dann haben wir die selbst vervielfältigt oder eben drucken lassen. Das war ja nicht so fürchterlich teuer. Ich habe einen Raubdruck gemacht über Adornos Vorlesungen. Habe ich halt den Recorder mitlaufen lassen. Das Skript hatte eine geradezu saumäßige Qualität, editorisch unterm Strich, aber hilfreich. Und die alten Sachen, die „Dialektik der Aufklärung“ und so weiter, die gab es ja, die waren in den Bibliotheken da. Um die alten Bücher zu vervielfältigen, hat man sie wie Bilder behandelt, hat Repros gemacht von den Seiten und davon dann gedruckt.

EJD: Die politische Plattform für Sie und Ihre Freunde war immer noch der SDS?

EK-B: Ja. Meine Freunde und ich hatten im SDS eine Arbeitsgruppe, die sich mit Fragen der Ästhetik und Kultur beschäftigte, weil wir der Meinung waren, dass das in allen Theorien nicht prominent genug vorkam. Natürlich haben wir dann versucht, Anknüpfungspunkte an Traditionen zu finden, wo man sich ein bisschen verankern konnte. Und in diesem Zusammenhang spielte Walter Benjamin eine große Rolle.

Der Dreh- und Angelpunkt war eigentlich der Aktive Streik in Frankfurt 1968. Dieser Streik hieß deshalb *aktiver* Streik, weil die Studentinnen und Studenten die Lehre selbst in die Hand nehmen wollten. Im SDS überlegten wir: Was haben wir anzubieten? Und wen kennen wir denn so? Da meldete sich dann Peter Gorsen und wollte etwas machen, da war anfangs auch noch Bazon Brock dabei – und Herbert W. Franke, der Kybernetiker und Science-Fiction-Autor. Dieser kam aus einer ganz anderen Ecke, aus der Max-Bense-Schule, von der Informationsästhetik. Das ging damals. Es war noch nicht alles geglättet bzw. durch einen linken Filter gesiebt, Gott sei Dank. Deswegen haben wir auch Max Bense rezipiert, damals.

Aus diesem Kreis der Lehrenden im aktiven Streik heraus ist dann das *Institut für experimentelle Kunst und Ästhetik* entstanden, weil wir die Aktion eigentlich auf Dauer

stellen wollten. Da ich immer in organisatorischen Zusammenhängen tätig war, war mir klar: Wenn es keine Organisation gibt und es nur ein Diskussionszirkel bleibt, läuft alles bald wieder auseinander. Also brauchten wir Strukturen. Strukturen schufen war damals über einen Verein. Ich hielt es für sinnvoll, ein Kuratorium zu schaffen, das uns ein bisschen akademische Rückendeckung gibt. Und damit war ich auch recht erfolgreich. Horkheimer und Adorno haben mitgemacht, Hans Mayer, der damals schon in Hannover war, hat überraschenderweise mitgemacht. Für ihn war der Frankfurter SDS offensichtlich eine gute Adresse. Jedenfalls hat er uns mit Wohlwollen betrachtet, wollte immer wissen, was der Krahl macht und was die anderen so machen.

Unsere Verbindung zur SDS-Spitze war sozusagen lebensweltlich abgesichert. Tillman Rexroth, einer der Mit-Kombattanten im Institut (Er hat später die Benjamin-Ausgabe mit herausgegeben) wohnte in einer Wohngemeinschaft mit Frank Wolff zusammen, dem Bruder von K. D. Wolff (Er gründete 1970 den Verlag „Roter Stern“) und von Reinhard Wolff, die beide im SDS-Bundesvorstand waren. So hatten wir im Institut die volle Rückendeckung der SDS-Führung.

EJD: Also verstehe ich recht? Während des Aktiven Streiks 1968 haben Sie das *Institut für experimentelle Kunst und Ästhetik* gegründet, um über dieses Institut die von Ihnen als Studenten organisierte universitäre Lehre zu realisieren. Waren denn von Anfang an auch Publikationen vorgesehen?

EK-B: Unsere Publikationen von damals, die wir 1968 gemacht haben, das waren die besagten über Ormig-Matrizen hergestellten Skripte. Die Technik stellte uns ein Sympathisant zur Verfügung, wie man damals so sagte. Merkwürdigerweise hatte ich Kontakt zu einem Dr. Hans Hollenbach, einem Jesuitenpater, der für die katholische Jugendarbeit mitverantwortlich war. Dieser war leitender Mitarbeiter im *Deutschen Institut für Bildung und Wissen* (DIBW) in der Liebigstraße. Dort stellte er uns Räume zur Verfügung, in denen wir uns treffen konnten. Pater Hollenbach war sehr an Fragen der Ästhetik interessiert, und das war eigentlich inhaltlich eine sehr gute Zusammenarbeit, obwohl kirchliche und religiöse Fragen bei uns damals keine Rolle spielten. Ich habe da nichts von Beeinflussung gemerkt, sondern einfach nur Offenheit und Neugier. Vier Räume hatten wir insgesamt, darunter einen Sitzungsraum, in dem wir auch eine kleine Bibliothek einrichten konnten. Wie gesagt, auch Schreibmaschine und Vervielfältigungstechnik waren da. Wir hatten also alles, was man so braucht, um als Intellektueller arbeiten zu können. So starteten wir unser Institut sozusagen mit Hilfe eines Jesuiten.

Wir nannten uns bewusst *Internationales Institut*. Über Bekanntschaften gab es Beziehungen zu Wien durch Theaterleute in Frankfurt, die Studententheater gemacht haben. Zusammen mit einer Wiener Gruppe wollten die etwas im *Theater an der Wien* machen. Diese Pläne für ein eigenes Theater waren auch schon relativ weit gediehen, aber das hat sich dann, nachdem man merkte, dass kein Geld da war, schnell wieder

zerschlagen. Doch wie auch immer, das war sozusagen unser Ausleger Wien. Der zweite Ausleger – und da kam ich dann auch in intensiven Kontakt mit der russischen Tradition oder sagen wir mal eher mit der osteuropäischen Tradition – der war in Prag. Die Verbindung nach Prag lief über Karel Kosik, der damals dort eine Professur hatte. Er hatte das Buch „Die Dialektik des Konkreten“ geschrieben, das 1970 dann auf Deutsch erschien. Kosik war aber schon davor mehrmals in Frankfurt als Gastprofessor tätig. Ich habe ihn da persönlich kennengelernt, ein sehr lieber, kluger Kerl, der später bei Dubcek im ZK war, ehe er dann 1970 aus der Partei ausgeschlossen wurde und sich als Taxifahrer durchschlagen musste. Über Kosik kamen wir in Kontakt mit dem Künstlerklub „Manes“ in Prag, der im Sinne der russischen Künstleravantgarde nach der Oktoberrevolution die Verbindung von Kunst und Produktion propagierte. Das war ein halbes oder ein dreiviertel Jahr vor der Niederschlagung des Prager Frühlings. Wir sind mit denen in die Betriebe gegangen, hatten auch mit Betriebsgruppen zu tun, aber es war doch alles sehr stark vom Kunstblick geprägt. Über den Künstlerklub kamen wir sozusagen in Berührung mit den russischen Kom-Futuristen. Jedenfalls war da die Öffnung des Blicks in Richtung sowjetische Kunst und Literatur. Aber da fiel bestimmt noch nicht der Name Tretjakov. Die Verbindung nach Wien und nach Prag begründet jedoch, dass wir uns zu Recht *Internationales Institut* nannten. Und im Zuge der Auflösung des SDS hat sich unsere Strategie bewährt: wir blieben bestehen und haben weiter gemacht in Form von Seminaren und Vorlesungen.

EJD: Und wie viele Leute waren beteiligt im Kuratorium und im Institut?

EK-B: Nun ja, im Kuratorium waren vielleicht 7 oder 8 Personen, Hilmar Hoffmann, der damalige Frankfurter Kulturdezernent, war auch dabei. Der hat uns sogar unterstützt mit – ich weiß nicht – mit so ein paar tausend Mark. Aber immerhin: das war Geld – und für uns viel Geld. Und Hermann Glaser war ein weiterer Sympathisant. Ja, das waren im Sympathisantenkreis vielleicht so 8 bis 10 Leute. Der harte redaktionelle Kern, der sich regelmäßig getroffen hat, das waren vielleicht 12, 15, aber da waren gleitende Übergänge. Viele sind dazu gekommen, viele sind auch wieder weggeblieben. Aber der harte Kern traf sich seit Herbst 1968 regelmäßig.

EJD: Die Treffen fanden immer im *Institut für Bildung und Wissen* statt?

EK-B: Ja. Gut, wir hatten natürlich auch Möglichkeiten an der Uni.

EJD: Wurden denn Seminare durchgeführt?

EK-B: Ja, klar.

EJD: Welche Themen?

EK-B: Na, Informationsästhetik. Walter-Benjamin-Seminare haben wir gemacht. Während des aktiven Streiks haben wir zusammen mit der Fachschaft Germanistik ein *Walter-Benjamin-Institut* gegründet, d.h. wir haben den Fachbereich *Neue deutsche Literatur*

einfach umbenannt. Das war 1968. Da kam dann auch Heiner Boehncke ins Spiel. Er hatte in Göttingen studiert und wurde 1968/69 Assistent von Ralph-Rainer Wuthenow. Und da haben wir uns gesagt, na also, von einem Göttinger lassen wir uns doch nicht klarmachen, wer Walter Benjamin ist. In seinem Benjamin-Seminar setzten wir uns hinten rein und, na ja, wir wollten ihn eigentlich so ein bisschen auflaufen lassen – oder zeigen, wo die Kernkompetenz ist und bei wem. Doch dann hat sich daraus eine sehr gute Freundschaft entwickelt. Heiner Boehncke kannte wiederum Karsten Witte, der auch Assistent bei Wuthenow war. Gleichzeitig war Witte Filmtheoretiker und Kracauer-Spezialist. So gab es unter uns verschiedene Personen, die ihr Spezialwissen irgendwie wie Bausteine verknüpften, so dass eine Architektur entstand, eine Wissensarchitektur.

Als sich dann ab Herbst 1969 alles aufzulösen drohte, der SDS sich in Richtungskämpfen aufrieb, stellten auch wir uns die Frage: Was machen wir? Da habe ich gesagt: Ihr könnt experimentelles Theater in Wien machen oder sonst was, ich mache eine Zeitschrift. Und da habe ich dann viele Mitstreiter in Frankfurt dafür gewonnen, die das auch wollten. So wurde 1970 „Ästhetik und Kommunikation“ geboren.

3. Die Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“

EJD: Von „Ästhetik und Kommunikation“ gab es schon 1969 eine Nullnummer. Diese wurde nicht veröffentlicht. Was stand denn in dieser Nullnummer drin?

EK-B: Gar nichts – da stand gar nichts drin. Die Inhalte hatten wir über Ormig-Vervielfältigung nach der Art eines Referatsdienstes produziert. Von der Nullnummer ist nur das Format geblieben. Sie war eigentlich nur dazu da, um Druckangebote einzuholen. Wir wollten wissen, was das kostet. Deshalb haben wir uns eine Nullnummer machen lassen. Das war nur ein Blindband, ohne jeden Inhalt – eine konventionelle, todlangweilige Nullnummer. Doch dann wurde ich über Kontakte zu Herrn Hillmann, der damals Professor an der Kunsthochschule, der HdK, in Kassel war, Gastdozent in Kassel für materialistische Ästhetik – so hieß das damals. Den Heiner Boehncke habe ich auch gleich mit ins Boot gezogen. Kurzum, drei Semester sind wir regelmäßig von Frankfurt nach Kassel gefahren und haben dort Vorlesungen und Seminare gemacht. Dabei haben wir in Kassel eine Gruppe von Grafikern kennen gelernt, denen wir unsere Zeitschriften-Nullnummer gezeigt haben. Die haben uns dann unmissverständlich klargemacht: Das geht so nicht, haben die gesagt, alles Schrott.

EJD: Die Nullnummer hatten Sie grafisch selbst gestaltet?

EK-B: Ja, natürlich.

EJD: Und die Kasseler haben gesagt: das geht so nicht.

EK-B: Das geht gar nicht. Dann haben sie einen Entwurf mitgebracht und haben uns nach dem Motto Vogel friss oder stirb vor die Alternative gestellt: Entweder ihr nehmt unseren Entwurf oder – ihr könnt euren nehmen, aber dann wollen wir damit überhaupt nichts zu tun haben. Schließlich hat eine Gruppe von 4 oder 5 Leuten, unter ihnen Bernd Bexte und Pitter Tietze, die Sache in die Hand genommen, und Hans Hillmann hat so ein bisschen den Daumen drauf gehabt, dass das auch wirklich etwas wird. Mit dieser Grafiker-Gruppe haben wir dann sehr, sehr lange zusammen gearbeitet. Bis tief in die 70er Jahre hinein haben sie die Grafik für uns gemacht.

EJD: Diese Gruppe hat auch das Design mit dem Straßenschild entwickelt?

EK-B: Ja, die haben auch das Schild erfunden. Bazon Brock sagt zwar, das sei von ihm geklaut, aber das ist nicht wahr, das wurde von den Grafikern in Kassel entwickelt.

EJD: Und wie kam es zu dem Titel „Ästhetik und Kommunikation“? Dass die Gruppe um das *Institut für experimentelle Kunst und Ästhetik* an der Verbindung von Politik und ästhetischer Theorie interessiert war, haben wir schon gehört. Aber wie kommt es zu dem Begriff der Kommunikation? Im Unterschied zu Ästhetik ist das ja ein recht moderner Begriff.

EK-B: Das kam auf der einen Seite über die Informationsästhetik und auf der anderen Seite durch das inhaltliche Interesse an den Medien. Da war neben Bert Brecht natürlich Walter Benjamin ein wichtiger Bezugspunkt. Aber auch unsere Frankfurter Lehrer hatten sich ja mit den Massenmedien und der Massenkultur beschäftigt. Das Kapitel über „Kulturindustrie“ in der „Dialektik der Aufklärung“ war für uns einer der wichtigsten Texte, an dem wir uns abgearbeitet haben. In unserem Kreis gab es eigentlich nur einen klassisch ausgebildeten Kunsthistoriker. Das war Peter Gorsen. Alle anderen wollten ja nicht irgendwie das geschlossene Kunstwerk interpretieren, wie Emil Staiger und andere, sondern wir wollten alle – und das war sozusagen die alte Programmatik aus den 1920er Jahren – Kunst und Leben zusammenbringen. Das hieß: Die Kunst muss in die Kommunikation, muss ein Teil von Kommunikation werden, sich in Kommunikation verwirklichen. Das Wort Kommunikation im Titel der Zeitschrift war deshalb eigentlich ein konsequenter Ausdruck dieser Intention. Wenn die Zeitschrift zehn Jahre später gegründet worden wäre, dann hieße sie vielleicht „Ästhetik und Kultur“ oder sonst irgendwie. Kommunikation und Ästhetik gehörten für uns sozusagen zum Bezugssystem Kultur. Über diese Schiene entwickelte sich bei uns auch das Interesse an kulturevolutionären Traditionen, am Proletkult, an Sergej Tretjakov, an der Literarisierung der Lebensverhältnisse usw. Ich meine: all das waren Versuche, aus der Immanenz der Kunstwerke heraus zu kommen und Formen zu entwickeln, mit denen sich Ästhetik in Praxis umsetzt. Dieser Fokus auf die Umsetzung in der Praxis hat uns dann auch dazu geführt, dass wir uns in der Kunstpädagogik engagiert haben – unter dem Begriff der ästhetischen Erziehung. Da haben wir ja viel gemacht. Der zentrale Begriff in diesem Zusammenhang hieß visuelle Kommunikation. Wir haben mit einer Gruppe von

Kunstpädagogen zusammengearbeitet, die alle Interesse daran hatten, dass die Medien verstärkt in den Kunstunterricht mit einbezogen werden sollten.

EJD: Heute geht es um Computer, Internet und Social Media. Mediale vermittelte Kommunikation und das Nachdenken darüber sind heute allgegenwärtig. Ende der 1960er Jahre war das Nachdenken über Medien relativ neu.

EK-B: Ja, damals war das natürlich höchst innovativ. Als ich studierte, gab es weder eine Kulturwissenschaft noch eine Kommunikationswissenschaft. Nun müssen Sie aber daran denken, dass es ja schon eine gewisse Tradition gab. Was auf mich sehr gewirkt hat, auch auf meine Freunde, war der „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ von Habermas, 1962 erschienen. Hier hat er sich mit den Medien schon intensiv beschäftigt. Das spielte eine sehr, sehr große Rolle. Ja, und dann fing Habermas auch relativ früh an – das kursierte erst mal in Form von Seminarpapieren – sich mit einer Theorie des kommunikativen Handelns auseinanderzusetzen. Da kamen auch schon kommunikationstheoretische Stränge mit hinein. Unsere Aktivitäten muss man in diesem Kontext sehen, um zu verstehen, wie verschiedene Elemente sich verknüpften.

EJD: Nach der Auflösung des SDS sind also im *Institut für experimentelle Kunst und Ästhetik* verschiedene Stränge zusammengelaufen. Kann man das so sagen?

EK-B: Ja, das Institut hat sich gehalten. Es hat gelebt und hat sich dann natürlich ein bisschen im Zuschnitt verändert. Eine wichtige Rolle spielten dabei Johannes Beck und die Pädagogen, die das Nachdenken über pädagogische Wirkungen mit hineinbrachten. Im Übrigen war das ja für uns die erfolgreichste Lesergruppe, die unsere Zeitschrift auch ökonomisch getragen hat.

EJD: Die Lehrer?

EK-B: Vor allem die Kunstpädagogen. Im Umfeld der Zeitschrift entstand z.B. das Buch von Hermann Ehmer, „Visuelle Kommunikation“. Das ist glaube ich in sechs oder sieben Sprachen übersetzt worden, unter anderem ins Japanische. Es war im DuMont-Verlag erschienen und hatte insgesamt eine Auflage von 60.000 Exemplaren. Das war nicht wenig für die damalige Zeit.

EJD: Wie standen Sie zu der konkurrierenden Zeitschrift „Kursbuch“? War das für Sie ein Vorbild, ein Orientierungspunkt?

EK-B: Nur punktuell. Einzelne Artikel, vor allem von Enzensberger, „Baukasten einer Theorie der Medien“ z.B., haben wir gelesen. Aber ansonsten war das „Kursbuch“ uns thematisch zu breit aufgestellt. Wir hatten einen engeren Fokus. Wir wollten auch nie Theorieorgan der Linken werden oder so, sondern uns auf unseren Gegenstand konzentrieren, oder auf unsere Gegenstände – das waren ja mehrere. Eigentlich hat sich die Zeitschrift entwickelt entlang unserer eigenen immanenten Interessensbewegungen. Das hat uns dann später auch dazu geführt, uns ausführlich mit Kultur zu beschäftigen.

1973 oder 74 fing das an. Wir waren auch die ersten, die das *Centre for Contemporary Cultural Studies* in Birmingham entdeckt haben und die versucht haben, die Kulturdiskussionen, die damals im angelsächsischen Raum virulent waren, nach Deutschland zu übertragen.

EJD: Das ist jetzt die Zeit zu fragen, was Amerika und die politischen bzw. kulturrevolutionären Bewegungen dort für Sie und Ihre Gruppe bedeuteten. In der Gründungsphase der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“, also gegen Ende der 1960er Jahre, spielte das, was in Amerika lief, offensichtlich keine so bedeutende Rolle, oder täusche ich mich da?

EK-B: Lebensweltlich schon, natürlich, klar. Für mich hat z.B. die Musik eine große Rolle gespielt. Ich hatte einen Freund, Diethart Kerbs, später Kunstpädagogik-Professor an der Berliner HdK, der nahm mich schon früh mit zu den Burg-Waldeck-Festivals. Und in Waldeck, da gab es eine starke Theaterbewegung, das Informelle Theater, da gab es diese Protestsongs aus den USA, da waren Joan Baez und Bob Dylan, aber auch Walter Moßmann und Hannes Wader.

Meine Waldeck-Phase lag zeitlich kurz vor der Politisierung der Studentenbewegung, reichte aber bis Ende der 1960er Jahre. Also wenn man die 68er begreifen will, dann muss man verstehen, was vorher lief und was den Boden vorbereitete. Und vorher lief die Rezeption der amerikanischen Musik, von Jazz bis hin zur Protestbewegung, also Pete Seeger, das spielte alles eine wahnsinnige Rolle. Dazu kam die Literatur der Beatnik-Generation mit John Keruac und vielen anderen. Diese kulturellen und ästhetischen Erfahrungen waren für uns wichtig, um uns zu stabilisieren, auch psychisch und emotional zu stabilisieren.

EJD: Wer waren denn neben Ihnen die Hauptaktivisten in der Zeitschriftenredaktion

EK-B: Peter Gorsen war von Anfang an dabei. Den gerade verstorbenen Johannes Beck habe ich schon erwähnt. Er war auch Ä&K-Gründungsmitglied und wurde später Professor in Bremen. Zusammen mit Helmut Hartwig, der als Kunstpädagoge in die Redaktion kam, brachte er nicht nur das Nachdenken über pädagogische Wirkungen, sondern die ganze Schul- und Erziehungsdiskussion mit rein.

EJD: Und Heiner Boehncke war Germanist?

EK-B: Ja, Literaturwissenschaftler.

EJD: Bekannt geworden ist auch Silvia Bovenschen als Feministin. Was hat sie studiert.

EK-B: Auch Germanistik und Soziologie. In Frankfurt hatte natürlich fast jeder Soziologie als Neben- oder Hauptfach. Egal was man als Hauptfach studiert hat, man ging auch in die Vorlesungen und Seminare am *Institut für Sozialforschung*. Silvia Bovenschen, die war damals schon im Frauen-, im sog. „Weiberrat“ des SDS. Die feministische Kritik fing ganz früh an bei ihr und bei vielen anderen Genossinnen. Dann war da noch Christian

Borngräber, der schon lange verstorben ist. Der hat in den 70er Jahren über das Klubwesen in der Sowjetunion, den „Sowjetpalast“, gearbeitet und später sehr viel über Designentwicklung gemacht.

EJD: Waren Sie altersmäßig alle ein Jahrgang? Das kann wohl nicht sein. Peter Gorsen z.B. ist wesentlich älter als Sie.

EK-B: Peter Gorsen gehörte zusammen mit Helmut Hartwig einer älteren Generation an. Aber an sich waren wir alle mehr oder weniger ein Jahrgang. Also ich bin Jahrgang 1945, Heiner Boehncke 1944. Es gibt auch viele, die Jahrgang 1946, 47 waren. Ich glaube Silvia Bovenschen ist auch so alt wie ich. Wir waren schon alle relativ gleich alt. Peter Gorsen hatte damals schon einen Lehrauftrag an der Hochschule und war, glaube ich, mindestens 10 oder 12 Jahre älter als ich.

EJD: So wie Peter Gorsen oder Heiner Boehncke haben viele aus dem Redaktionsteam der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ später an der Universität Karriere gemacht.

EK-B: Ja, die Zeitschrift war in gewissem Sinne prägend. Sie hat in vielen Kulturbereichen wissenschaftliche und publizistische Karrieren vorbereitet. Das hat man natürlich erst im Nachhinein gesehen. Als Zeitgenosse kriegt man ja vieles nicht so richtig mit.

EJD: Und wie kam es, dass die Redaktion von „Ästhetik und Kommunikation“ irgendwann von Frankfurt nach Berlin wechselte?

EK-B: Ich bekam 1972 ein Stellenangebot bei den Kunstpädagogen an der Pädagogischen Hochschule, der PH in Berlin. Daraufhin gab es natürlich eine Diskussion: Wo geht die Redaktion jetzt hin, geht die auch nach Berlin oder bleibt sie in Frankfurt. Da gab es einen richtigen fraktionellen Kampf. Am Ende hat sich die Berliner Redaktion als produktiver im Sinne der Arbeitsintensität herausgestellt, und schließlich hat sich auch Heiner Boehncke auf die Berliner Seite geschlagen, auch die Silvia Bovenschen ...

EJD: Heiner Boehncke ist aber in Frankfurt geblieben?

EK-B: Ja, der ist in Frankfurt geblieben. Erst haben wir versucht, eine Doppelredaktion zu machen. Doch am Ende haben wir gemerkt, dass das kaum zu schaffen war. Und dann hat sich so etwas wie eine naturwüchsige Entwicklung ergeben. Wir hatten eben viele Ressourcen in Berlin. Ich war ja nicht der einzige in Berlin, Helmut Hartwig war auch schon da.

EJD: Helmut Hartwig hat also zuerst in der Frankfurter und dann in der Berliner Redaktion der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ eine wichtige Rolle gespielt?

EK-B: Ja, Helmut Hartwig war von Hause aus Lehrer und Studienleiter und eng verbunden mit den Autoren der Hessischen Curriculum-Revision. Über diese in der Lehre engagierten Lehrer kam wie gesagt auch die bildungspolitische Seite in die Zeitschrift. Helmut Hartwig hatte vor mir – so etwa ein halbes Jahr oder ein Jahr vor mir – schon eine

Professur an der PH in Berlin. Er hat mich dann gefragt: Hast Du nicht Lust nach Berlin zu kommen. So bin ich in Berlin gelandet. Und durch Helmut Hartwig und durch mich war natürlich die Berliner Redaktion recht stark besetzt, zumal wir an der PH starke Kollegen hatten, die wir sofort für die Zeitschrift zu begeistern suchten. Darunter waren vor allem Dieter Hoffmann-Axthelm, aber auch Rolf Lindner, Eberhard Sens, Hermann Schwengel, Rainer Paris und Helmuth Berking. Helmut Hartwig und ich waren beide sehr aktiv, wir haben viel geschrieben und viel gemanagt. Und da hat sich dann plötzlich – ja was heißt plötzlich – mehr oder weniger schrittweise herausgestellt, dass die Berliner Redaktion produktiver und stärker war. Wir haben uns natürlich auch außerhalb der PH umgesehen nach Leuten, die uns unterstützen. Joachim Paech, Hans Joas und Axel Honneth haben bei uns mitgemacht. Wir haben dann eine Arbeitsgruppe „Soziologie des Alltags“ gegründet und uns mit der Agnes-Heller-Gruppe aus Ungarn beschäftigt. Und so kamen immer neue Sachen mit rein. Am Ende war die Frankfurter Redaktion eigentlich nur noch eine Gruppe von einzelnen Mitarbeitenden. Die kamen alle drei, vier Monate mal nach Berlin, eher aus Freundschaft und weil man sie einzeln angesprochen hatte. In Frankfurt fehlte mit dem Weggang von Hartwig und mir der organisatorische Kern. Sie wissen ja selber, wie das in solchen Gruppen läuft: zwei, drei müssen den Kopf hinhalten, oder wenigstens einer, und wenn es den nicht gibt, dann schlafen Projekte sehr schnell ein. Aber wenn es die gibt, die aktiv sind, dann leben solche Projekte halt lange.

EDJ: Irgendwann ist ja dann der Rowohlt-Verlag mit eingestiegen. War das nicht auch eine wichtige Stabilisierung? Wie lief denn die Finanzierung der Zeitschrift vor dem Rowohlt-Engagement?

EK-B: Ja, was soll ich sagen, Eigenfinanzierung. Für das Geld zum Druck der ersten Ausgaben haben meine Eltern gebürgt. Ja, in der Druckerei in Öhringen, da wo ich aufgewachsen bin. Das können Sie im Impressum nachlesen. Da steht noch Buchdruckerei Wolf in Öhringen

EJD: Die erste Nummer ist aber dann wohl nachgedruckt worden, denn hier steht schon Rowohlt.

EK-B: Ja, das ist ein Nachdruck. Schauen Sie mal in die Nummer 2. Die müsste eigentlich auch noch in Öhringen gedruckt worden sein.

EJD: Tatsächlich, K. Wolf KG, Öhringen.

EJD: Und was hat es mit der Stiftung auf sich, die bei der Finanzierung auch mit im Spiel war?

EK-B: Die Engelhorn-Stiftung? Das war eine Münchner Stiftung. Die haben uns eine Medienausstattung in Form von Videokameras und einer Schnitteinheit bezahlt. Also wir hatten dann zwei Videokameras von Shibaden, solche Dinger (zeigt die Dimension mit der Hand), natürlich völlig untauglich für unsere Zwecke. Wir haben auch nicht viel damit gearbeitet. Wir waren ja – mit Ausnahme von Alexander Kluge – alle keine Filmmacher.

4. Sowjetunion: Sergej Tretjakov und die russische Künstleravantgarde

EJD: Um jetzt die Brücke zu kriegen zur Tretjakov-Rezeption. Dabei spielte ja wohl eine Gruppe in Bochum um Hans Günther und Karla Hielscher eine große Rolle. Können Sie sagen, wann genau dieser Kontakt zustande gekommen ist und wer da das Bindeglied war?

EK-B: Da will ich mich jetzt datumsmäßig nicht so genau festlegen. Heiner Boehncke muss wohl der Verbindungsmann gewesen sein. Ich glaube, über den kam der Kontakt zu Hans Günther und Karla Hielscher und über die beiden bekamen wir auch Kontakt zu andern aus der Bochumer Gruppe.

Weiteren Zuwachs mit russischem Expertenwissen bekamen wir durch Gernot Eler und Walter Süß, die beide auf Osteuropa spezialisiert waren. Mit denen und einigen anderen aus Bochum haben wir dann ein großes Projekt über Stalinismus gemacht. Aber das hieß damals anders. Uns ging es zunächst um die Geschichte des jungen Sowjetrussland und seine Vorgeschichte. Wir wollten zum einen wissen, ob die späteren Deformationen der Sowjetunion bereits in der Geschichte bzw. in der Rückständigkeit dieses Landes angelegt waren. Auf der anderen Seite galt unser Interesse den ästhetischen, kulturellen und pädagogischen Experimenten der frühen Sowjetunion. Wir haben dazu, auf rein informeller Basis und nur durch Eigeninitiative eine – heute würde man sagen – multidisziplinäre Arbeitsgruppe gebildet, die über zehn Jahre hinweg Bestand hatte und ziemlich viel publizierte. In dieser Arbeitsgruppe waren natürlich die Slavisten und Osteuropahistoriker gut vertreten. Gernot Eler war in dieser Gruppe von Anfang an dabei. Ihn kannte ich wiederum über die gemeinsame sozialistische Verlagsauslieferung, weil er damals einen kleinen Verlag in Tiengen bei Freiburg hatte, den *Dreisam-Verlag*. Eler war Osteuropahistoriker und brachte die Osteuropaspezialisten mit ins Boot und die Slavisten, so dass wir immer genügend Leute hatten, die auch Russisch konnten, was nicht unwichtig war.

EJD: Das ist gut nachvollziehbar. Gab es auch Kontakte in die DDR?

EK-B: Karla Hielscher kannte meines Wissens Fritz Mierau. So kam auch eine Schleife nach Ostberlin mit rein. Das Sowjetunion-Projekt hat fast 10 Jahre gedauert und mündete dann in einem 800 Seiten dicken Schinken über Stalinismus, der beim Campus Verlag erschien. Wir haben die Historie verfolgt, von der ersten russischen Revolution von 1905 bis zum Kriegseintritt der Sowjetunion im II. Weltkrieg. Uns hat interessiert, wie in Russland die Modernisierung von statten ging – also die verspätete und ja wohl auch irgendwie verfehlte Industrialisierung – und welche Rolle die Kultur dabei spielte.

EJD: Da passt ja Tretjakov ganz gut rein. Er sah sich ja auch als Modernisierer.

EK-B: Ja, und die anderen auch: Boris Arvatov, Sergej Eisenstein, Dziga Vertov, Vladimir Majakovski und die vielen anderen.

EJD: Dazu passt auch ganz gut der Begriff der Übergangsgesellschaft. In der marxistischen Literatur ist in der Regel vom Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus bzw. vom Sozialismus zum Kommunismus die Rede. Wenn wir aber den Prozess der Modernisierung vor Augen haben, dann geht es doch wohl eher um den Übergang von der agrarischen Produktion zur industriellen.

EK-B: Da gab es ja auch in der Kritischen Theorie Friedrich Pollock, der sich mit einer Schrift über planwirtschaftliche Versuche in der Sowjetunion habilitiert hat. Es gab also sozusagen Erklärungsversuche der russisch-sowjetischen Entwicklung innerhalb der Tradition der Kritischen Theorie. Wir haben uns natürlich auch mit Planwirtschaft beschäftigt und mit der Frage: Gab es eigentlich eine Alternative? Wie war z.B. Trotzki's Industrialisierungsmodell oder wie war Osinski, wie war die ganze Gewerkschaftsopposition einzuschätzen? Da gibt es ja das berühmte Buch von Daniels: „Das Gewissen der Revolution“, über die Linken in der Sowjetunion, die versucht haben andere Modelle der Industrialisierung zu fahren. Oder Lenin selber noch mit der NEP, der Neuen Ökonomischen Politik. Das waren alles Punkte, mit denen wir uns intensiv auseinandergesetzt haben. Wir wollten schon begreifen, wie es dazu kommen konnte, dass der Sozialismus sich zu einem starren bürokratischen Staatssozialismus entwickelt hat. Der ganze Terrorzusammenhang, der war damals noch nicht so präsent, obwohl wir schon Fragen zu den Arbeitslagern und den Moskauer Prozessen hatten. Ich kann mich noch erinnern, dass uns die folgende Frage beschäftigte: Wer war eigentlich ein Kulak, 1925 oder 1930? Das war ein Bauer, der ein Pferd hatte. Wir haben uns also schon gefragt: Wen traf der Terror eigentlich, wenn die Parole ausgegeben wurde: „Vernichtung der Kulaken als Klasse“? Aber die ganze Lagerproblematik und die Massenvernichtung und die menschlichen Kosten, die waren uns damals nicht so präsent als politisch-moralische Problemstellung. Die historischen Dimensionen hatten wir in den 1970er Jahren maßlos unterschätzt – oder kollektiv verdrängt. Wir hatten eher die Frage nach der Struktur von Transferprozessen, und was ist entstanden in diesen Transferprozessen an Stadtentwicklung, an Infrastrukturentwicklung? Von heute aus gesehen, würde ich sagen: Ein bisschen zu objektivistisch sind wir da rangegangen.

EJD: Können Sie sich noch an die Ausstellung „Kunst in der Revolution“ erinnern, die 1972 im Frankfurter Kunstverein zu sehen war?

EK-B: Ja, natürlich.

EJD: Peter Gorsen hat zum Ausstellungskatalog einen Artikel über den „Kulturkampf der Übergangsgesellschaft“ geschrieben.

EK-B: Ja, diese Ausstellung hing eng mit unserer Gruppe zusammen. Waren damals schon Eckhart Gillen dabei und Hubertus Gaßner?

EJD: Ja, die beiden haben im Ausstellungskatalog einen Artikel über „Realistische Malerei in der UdSSR“ geschrieben. Später dann, 1979, haben sie den großen Sammelband „Zwischen Revolutionskunst und Sozialistischem Realismus“ herausgegeben.

EK-B: Eckhart Gillen und Hubertus Gaßner waren auch in unserer Gruppe. Die haben über Alexander Rodtschenko und über andere wichtige Künstler der frühen Sowjetunion gearbeitet. Später kam noch Wolfgang Storch hinzu, der 1977 in dem Sammelband „Stücke der zwanziger Jahre“ Tretjakovs Stück „Ich will ein Kind haben“ veröffentlicht hat. Mit ihm haben wir die Zeitschrift „Geländewagen“ gemacht. Der erste Band war als Festschrift für Heiner Müller konzipiert und wurde von Wolfgang Storch herausgegeben.

EJD: Jetzt kommen wir in die Zeit, in der auch ich auf Tretjakov gestoßen bin, allerdings über den direkten Kontakt zu Fritz Mierau. Den habe ich 1975 angeschrieben.

EK-B: Was war Ihre Motivation?

EJD: Ich kam über die Beschäftigung mit dem Dokumentartheater und mit Bertolt Brecht zu Tretjakov. In einem Seminar bei Eberhard Lämmert stieß ich auf das Stück „Ich will ein Kind haben“, das damals niemand kannte. Da habe ich bei Fritz Mierau angefragt, ob er zu dem Stück Näheres sagen könnte. Ich erhielt die freundliche Antwort, dass er das Stück gerade übersetzt und zur Veröffentlichung vorbereitet. Von 1975 bis 1981 habe ich dann sehr intensiv über Theater und Film der zwanziger Jahre in der Sowjetunion und in der Weimarer Republik gearbeitet. Meine Dissertation behandelt nicht nur das Stück „Ich will ein Kind haben“, sondern eine große Bandbreite politisch engagierter Theater- und Filmexperimente, angefangen vom Proletkult der Revolutionszeit bis in die frühen 1930er Jahre.

EK-B: Wenn Sie über Dokumentarliteratur, Dokumentartheater und Dokumentarfilm nachgedacht haben, müssten Sie auch Alexander Kluge kennen.

EJD: Auf Alexander Kluge wollte ich auch gerade zu sprechen kommen. Der war ja Justitiar beim Institut für Sozialforschung in Frankfurt. Gehörte er auch zu Ihren Kreisen dort?

EK-B: Ja, Alexander Kluge war Jurist, aber auch Schriftsteller und Filmemacher. Er wohnte schräg gegenüber von Heiner Boehncke. Den kannten wir sozusagen über die kurzen Wege. Er war sehr interessiert an der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“. Zu mir hat er immer gesagt: Du musst etwas machen zum Thema „Organisation der Erfahrung“. Das war eigentlich ein Begriff aus Bogdanovs Organisationstheorie. Kluge hat sich natürlich sehr für meine Bogdanov-Arbeiten interessiert. 1972 habe ich meine Magisterarbeit über Bogdanov geschrieben, bei Wuthenow in Germanistik.

EJD: In Germanistik?

EK-B: Ja, in Germanistik. Eigentlich war es immer mein Ziel gewesen, bei Adorno zu promovieren, aber der starb ja dann schon 1969. Also ging ich zu Oskar Negt, der bis 1970 Assistent bei Habermas war. Aber Negt war an ästhetischen Fragen nicht wirklich interessiert, damals jedenfalls. Das hat sich später geändert.

EJD: Oskar Negt hat doch dann zusammen mit Alexander Kluge dieses Buch „Öffentlichkeit und Erfahrung“ geschrieben.

EK-B: Ja, da habe ich noch mitgewirkt. Das muss 1972 gewesen sein.

EJD: Spielte in diesem Zusammenhang die Tretjakov-Rezeption schon eine Rolle? Heiner Boehncke hat ja auch 1972 seinen Sammelband herausgebracht: „Der operative Schriftsteller“. Wurde das in Ihrem Kreis diskutiert?

EK-B: Ja, natürlich. Tretjakov zusammen mit Boris Arvatov und Dziga Vertov – das waren ja unsere großen Helden.

EJD: Jetzt müssen wir noch über einen anderen „Helden“ sprechen, der noch lebte und der bei der Aufarbeitung der zwanziger Jahre eine wichtige Rolle spielte – über Theo Pinkus.

EK-B: Theo Pinkus aus Zürich kannten viele von uns sehr gut, und wir waren auch häufig in Zürich – so häufig, dass wir am Ende, jedenfalls für eine kurze Zeit, eine Züricher Redaktion von „Ästhetik und Kommunikation“ aufbauten. Theo Pinkus war ein wichtiger Bezugspunkt für uns. Erst einmal hat er natürlich unendlich viele Bücher über linke Literatur gehabt, und er war die erste Adresse in Sachen Literatur der Arbeiterbewegung. Außerdem war er häufig in Berlin, in beiden Teilen der Stadt. Er machte uns bekannt mit dem Ästhetiker Wolfgang Heise und mit vielen Intellektuellen, die noch aus der Weimarer Zeit kamen.

EJD: Wie alt war denn Theo Pinkus damals, Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre? Das war doch auch schon ein älterer Mann, oder?

EK-B: Ja, sicher. Pinkus hatte ja schon 1929 eine Lehre bei Rowohlt in Berlin absolviert und war dann als Kolporteur der „Arbeiter Illustrierten Zeitung“ in der kommunistischen Agitation aktiv. Er kannte Willy Münzenberg, den Chef der AIZ. Deshalb war er für uns so wichtig. Münzenberg kannte er noch persönlich. Das spielte natürlich auch bei unserer Beschäftigung mit alternativen Medien eine große Rolle. Wir haben ja deswegen ein Heft – nicht nur eins, sondern mehrere Hefte – gemacht über die „Arbeiter-Illustrierten Zeitung“ und über den Arbeiterfotografen. Und Theo Pinkus war dafür eine „lebende Brücke“.

EJD: Die Rezeption der zwanziger Jahre war also konkret unterfüttert durch die Erinnerungen von Theo Pinkus und durch die vielen Bücher und Medien, die bei ihm im Original verfügbar waren.

EK-B: Theo Pinkus organisierte viele Workshops und Seminare. Sie müssen wissen, dass er zusammen mit seiner Frau seit 1971 die Tagungsstätte in Maloja im Oberengadin hatte, wo sich sehr viele linke Berliner Gruppen immer wieder getroffen haben.

EJD: Und wie kam Theo Pinkus nach Zürich?

EK-B: Pinkus war ja Schweizer. Er kam aus einer alten jüdischen Familie in Zürich. Wegen der Ausbildung zum Verlagsbuchhändler kam er 1927 nach Berlin und wurde Kommunist. 1933 musste Pinkus emigrieren. Als Kommunist, Jude und Ausländer entsprach er ja allen Hauptfeindbildern der Nazis. Er ging zurück nach Zürich und heiratete die Schweizer Frauenrechtlerin und Buchhändlerin Amalie De Sassi.

5. Übergänge: Landkommunen, behutsame Stadtentwicklung und digitale Revolution

EJD: Zum Schluss noch eine Frage, die mir im Zusammenhang mit dem Anthropozän-Projekt in den Sinn kommt, das im vorigen Jahr im Haus der Kulturen gelaufen ist. Haben Sie das verfolgt?

EK-B: Nein, das habe ich nicht mitgekriegt.

EJD: Dort hat Fred Turner von der Stanford University eine Keynote abgeliefert über die amerikanische Gegenkultur der 1960er Jahre und den „Whole Earth Catalog“. Turner stellt fest, dass dieser „Whole Earth Catalog“ vor allem auch die Medienfreaks, die Computerfreaks, der späten 1970er und 80er Jahre, also z.B. den Apple-Gründer Steve Jobs, stark beeinflusst hat.

EK-B: Kann ich mir vorstellen, ja.

EJD: Aber in Ihrem Kreis hat dieser Katalog keine Rolle gespielt?

EK-B: Nein, der *Club of Rome* war da wichtiger mit dem Buch „Die Grenzen des Wachstums“. Dieser Bericht hat ja, glaube ich, zum ersten Mal die Dramatik der Umweltproblematik zusammenhängend aufgezeigt. Das spielte aber für uns keine so zentrale Rolle. Die Ökologie war doch eher das Thema der jüngeren und nachfolgenden Generation der sozialen Bewegungen.

EK-B: Ja. Wenn ich Herrn Turner richtig verstanden habe, war der „Whole Earth Catalog“, so etwas wie die Bibel der Hippies und der amerikanischen Protestbewegungen der 1960er und 70er Jahre.

EJD: Das war nun etwas, was wir weniger rezipiert haben, glaube ich.

EK-B: Wann kam denn dieser Slogan auf: „Zurück aufs Land“? Spielte das bei Ihnen keine Rolle?

EJD: Doch, doch, klar. Über alternative Bewegungen in den Regionen haben wir Hefte gemacht. Ich habe ein Buch initiiert über „Heimat, die Sehnsucht nach Identität“. Das hat sich sehr gut verkauft. Wir haben über Landkommunen berichtet. Schließlich haben wir dann einen sehr kritischen Bericht über Longo Mai gemacht.

EJD: Über wen?

EK-B: Longo Mai, das kennen Sie nicht? Das war damals eine autoritäre, in unseren Augen „halbterroristische“ Kooperative, die ihre größte Landkommune in der Provence hatte. Sie wurde 1973 gegründet und wir kamen 1974 mit dieser Organisation in Kontakt. Prägend war; dass sie bei ihren Aufnahmegesprächen erst die Menschen in ihren Selbstbildern und ihrer Identität zu brechen suchten, ehe sie dann für die Aufnahme in die Organisation würdig waren. Den Verein gibt es heute noch, glaube ich. Die haben junge Leute „gekapert“ und Zwangs-Landkommunen gegründet. Der Hauptsitz ist, soviel ich weiß, heute noch in Basel.

EJD: Longo Mei – wo kommt denn der Begriff her?

EK-B: Der kommt aus der Provence, aus dem Provençalischen, glaube ich. Genau weiß ich das auch nicht. Jedenfalls gründeten die überall Kommunen, und zum Teil waren sie ökonomisch sehr erfolgreich. Die haben versucht, die Jugendlichen über Landarbeit und Kasernierung zu disziplinieren und zur Arbeit zu bringen und das Ganze als Therapie zu verkaufen. Aber nicht nur mit Longo Mai haben wir uns sehr intensiv beschäftigt, sondern mit den Bürgerinitiativen in der Provinz allgemein. Ein Freund von mir ist Albert Herrenknecht, der die Boxberg-Initiative gegründet hat. Es gab also auch viel lebensweltliche Nähe zu diesen Bewegungen. Wir haben uns damit intensiv auseinandergesetzt. Das muss auch schon so in den Jahren 1972, 74 angefangen haben.

EJD: Also nach der Hoch-Zeit der K-Gruppen. Diese sektiererische Zersplitterung der Linken – hatte die auf die Redaktion der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ keinen Einfluss?

EK-B: Das ging an uns nahezu völlig vorbei. Wenn wir überhaupt eine klare politisch organisatorische Orientierung hatten, dann war das, grob gesprochen, das Sozialistische Büro in Offenbach. Aber wirklich parteipolitisch aktiv waren wir eigentlich nicht. Ich habe versucht, mit Elmar Altvater in Berlin etwas aufzubauen, aber wir sind hoffnungslos gescheitert. Die Fraktionierung der Linken war hier dermaßen hart und unnachgiebig. Wir haben dann später mit den „Berliner Heften“ kooperiert, die ja ursprünglich auch ein Produkt einer K-Gruppe waren. Mit denen haben wir intensiv zusammengearbeitet: mit Detlef Michel, Rüdiger Safranski, Bernd Weyergraf usw. – und mit dem Grips-Theater. Da gab es enge Verknüpfungen, aber eben immer über Produkte z.B. über gemeinsame Ausstellungsprojekte. Ne, die K-Gruppen und auch die DKP spielten im Umkreis der

Kritischen Theorie – und der fühlen wir uns heute noch ziemlich verbunden – eigentlich kaum eine Rolle.

EJD: Es gab tatsächlich keine Abspaltung in Ihrem Kreis?

EK-B: Doch, das gab es natürlich schon, klar. Wir haben jedoch nur zwei Leute rausgeschmissen. Der eine war Bion Steinborn, der Schwager von Alexander Kluge. Der hat dann die „Filmfaust“ gemacht. Was er heute macht, weiß ich nicht. Und der zweite war Arno Widmann, der sich heute noch nicht verzeihen kann, dass er damals in die K-Gruppe geraten ist. Er war in der KPD/ML „Roter Morgen“. Später dann wurde er Feuilletonchef der „Frankfurter Rundschau“, davor hat er auch bei der „TAZ“ und bei der „Berliner Zeitung“ gearbeitet. Von beiden haben wir uns nach einem kurzen Konflikt getrennt. Das waren die einzigen, von denen wir uns formal getrennt haben, mit allem drum und dran: Schlüssel abgenommen, Hausverbot usw. Was uns aber nicht daran gehindert hat, später wieder miteinander zu reden.

EJD: Was waren die inhaltlichen Differenzen, die zu diesem Bruch geführt haben?

EK-B: Also, wir waren alle fasziniert von der Kulturrevolution in China, ohne genau hinzusehen, und haben auch Hefte gemacht darüber, oder ein Heft vor allen Dingen. Doch irgendwann haben wir mitgekriegt, dass die beiden Herren, die dieses Thema besonders promotet haben, dass die nicht nur an Kultur und Veränderung der Kultur interessiert waren. Allerdings muss man sagen, dass wir alle nicht so genau hingeguckt haben, was in China wirklich passiert ist. Heute weiß man es besser, das ist klar. Fatal, so etwas! Aber Widmann und Steinborn waren nicht nur blind für die menschlichen Kosten der Kulturrevolution. Für sie war klar: Der dritte Weltkrieg steht vor der Tür, und wir müssen uns mit der Zeitschrift voll darauf einstellen. Das war für uns der Punkt, wo wir gesagt haben: Also so nicht, raus mit Euch. Die klare auch formal-juristische Abgrenzung habe ich dann mit Tillman Rexroth zusammen durchgezogen. Aber das war auch getragen von allen. Alle fanden unser Vorgehen richtig. Das war 1973.

EJD: Ich komme noch einmal auf den Begriff der Übergangsgesellschaft. In der Linken der frühen 1970er Jahre gab es ja nicht nur die Vorstellung: Der dritte Weltkrieg steht vor der Tür, sondern auch die Angst vor einem Übergang der bundesrepublikanischen Gesellschaft in einen neuen Faschismus. Viele in den K-Gruppen glaubten, sie stünden vor der Alternative: Faschismus oder Kommunismus. Könnte man also den Begriff der Übergangsgesellschaft auch irgendwie auf die Phase der späten 1960er bzw. der frühen 1970er Jahre in der Bundesrepublik beziehen?

EK-B: Das sehe ich eigentlich nicht.

EJD: Wenn Tretjakov in der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ als „Schriftsteller der Übergangsgesellschaft“ bezeichnet wurde – dann war immer die Übergangsgesellschaft in der Sowjetunion gemeint?

EK-B: Ja, natürlich.

EJD: Es stand bei Ihnen nie zur Debatte, dass sich auch die Bundesrepublik Deutschland in irgendeinem Übergang befinden könnte?

EK-B: Nein, ich und auch meine Freunde waren eigentlich der Ansicht, dass durch Willi Brandt und die sozialliberale Koalition ein Demokratisierungsschub in Deutschland stattgefunden hat. Das faschistoide Deutschland, das in der Generation unserer Eltern teilweise noch sehr präsent war, wurde endlich zurückgedrängt oder starb langsam aus. Aber mit der Bürde des Faschismus sind wir ja noch aufgewachsen. Also ich bin in eine Schule gegangen, da waren alleine drei ehemalige Schulleiter, frühere NSDAP-Mitglieder. Diese Leute, die hat man doch bevorzugt in die Provinz abgeschoben. Also das war schon fürchterlich in unserer Gegend, muss man sagen. Im Schuldorf Bergstraße dagegen war es völlig anders, sowohl in Bezug auf die altersmäßige Zusammensetzung des Lehrkörpers, als auch von den Traditionen her. Württemberg war tatsächlich absolut hinterwäldlerisch, damals als ich zur Schule ging, in der Region jedenfalls, wo ich aufgewachsen bin.

In den späten 1960er, frühen 70er Jahren haben wir eher gesehen, dass wir auf einer Erfolgsschiene waren. Es ging ja viel los damals: antiautoritäre Erziehung, Ökobewegung, soziale Bewegung, Frauenbewegung, Alternativbewegung, Stadtteilarbeit ... Da war ja ganz viel, so dass wir gedacht haben: Na ja, jetzt geht es halt nicht um den globalen Übergang zum Sozialismus, sondern jetzt geht es erst mal um die Verbreiterung der demokratischen Substanz und des Anstands. Und das hat ja auch zum Teil hingehauen. Also Deutschland ist sicher in den Jahren zwischen 1970 und 1980 strukturell demokratischer geworden, trotz Kohl und anderen Rückschlägen. Jedenfalls sahen wir es damals so. Heute würde ich die Rolle und auch die Verdienste von Kohl etwas anders einschätzen.

EJD: Sie sehen eine demokratische Entwicklung in den 1970er Jahren – trotz der Anti-Terror-Gesetze und trotz Berufsverbot?

EK-B: Da haben wir natürlich scharf dagegen gekämpft. Wir haben ja auch das Buch „Nicht heimlich und nicht kühl“ herausgegeben, weil wir gesagt haben: wir können die Leute, die sich im RAF-Umfeld engagiert haben, nicht für immer ausgrenzen. Wir wollen den Raum, uns öffentlich mit der RAF und deren Sympathisanten auseinandersetzen, verteidigen.

Bei dem Wort Ausgrenzen fällt mir noch was anderes ein. Die Randgruppenthematik spielte ja in der Neuen Linken auch eine wesentliche Rolle. In den Augen vieler Linker waren die Randgruppen das neue revolutionäre Subjekt. Sie glaubten, da komme jetzt die Revolution her: die kommt nicht mehr aus dem Zentrum, sondern aus den Randgruppen.

EJD: Beim Thema Randgruppen denke ich auch an die Menschen mit Behinderung. Da gab es ja die sogenannte „Krüppelbewegung“ in Frankfurt.

EK-B: Das habe ich gar nicht mehr mitgekriegt. Da war ich schon zu weit weg. Sie müssen bedenken: Ich war ab 1972 in Berlin. Und in Berlin gab es andere, für mich jedenfalls auch wichtigere Themen, nämlich Stadtpolitik und Stadtteilarbeit. Ich habe mich sehr stark in der Stadtteilarbeit engagiert. Das lag auch daran, dass ich über meine Lehrtätigkeit an der Pädagogischen Hochschule ständig in Kontakt mit Schulen stand. Ich war ja in der Lehrerausbildung gelandet, und das führte dazu, dass ich mich natürlich intensiv gekümmert habe um die Ausbildungsbedingungen, um die Lehrbedingungen in den Schulen. Wir Dozenten saßen da hinten im Unterrichtsraum und haben zugesehen, was unsere Studenten so mit den Schülern machen. Das war für uns auch in unserer Zeitschriftenredaktion ein wichtiges Thema. Deswegen haben wir auch sehr viele Schwerpunkthefte und Beiträge über Ausbildung gemacht.

Bei mir und auch bei einigen anderen aus unserem Kreis entwickelte sich so das Interesse an Stadt und Stadtentwicklung. Dabei spielte für uns Dieter Hoffmann-Axthelm eine große Rolle, der im Berliner Diskurs zur Stadtentwicklung bis heute eine wichtige Figur ist. Ich habe mit Hoffmann-Axthelm und anderen bei der Internationalen Bauausstellung mitgearbeitet. Wir haben das Programm „Behutsame Stadterneuerung“ entwickelt. In diesem Zusammenhang organisierte ich auch meine erste Ausstellung über die „Kreuzberger Mischung“, für die IBA, 1982. Das Medium Ausstellung hat mich damals sehr fasziniert und tut es heute noch. Deshalb habe ich dann im Anschluss daran noch viele weitere große Ausstellungen gemacht.

EJD: Zu welchen Themen, Stadtentwicklung?

EK-B: Nicht direkt. Vier große Ausstellungen habe ich in Berlin gemacht: die „S-Bahn-Ausstellung“, zur Wahrnehmungsgeschichte einer industriellen Metropole, die Ausstellung „Mythos Berlin“ zur 750 Jahrfeier, eine Ausstellung über den Anhalter Bahnhof und eben die IBA-Ausstellung zur „Kreuzberger Mischung“.

EJD: Vom Medium Ausstellung kommen wir bitte noch einmal zu den sogenannten neuen Medien, den elektronischen Medien. Wenn Tretjakow heute leben würde, was für ein Verhältnis hätte er zu den neuen Medien? Zu dem, was wir heute alles kennen, vom Computer über das Tablet, über Laptop, über Smartphone und die Kommunikation, die sich damit entwickelt bzw. entwickeln lässt oder entwickelt hat?

EK-B: Ich glaube, er wäre sehr viel desillusionierter, was die Wirkung der Medien betrifft, und er würde vielleicht genauer hingucken, welches Gefährdungspotenzial auch in den Medien steckt. Mich hat neulich eine Sendung über Autos fasziniert. Da wird gar nicht mehr gefragt: Was wissen wir über das Auto, sondern umgekehrt: Was weiß das Auto über uns. Das ist jetzt ein Paradigmenwechsel. Vielleicht sind wir alle noch Angehörige einer Pioniergeneration, die erst kollektiv lernen muss, wie wir mit dem Kommunikationsraum Internet umgehen sollen.

Was die Wirkung der neuen Medien betrifft, habe ich ja nun viele Untersuchungen gemacht, empirische Untersuchungen. Es ist schon so, dass man genau hingucken muss, was die Leute mit den Medien machen, wie sie sie wirklich nutzen. Also ich glaube, dieser ganze Hype mit dem Internet, der klingt langsam ab. Natürlich gibt es immer eine Gruppe, die internetsüchtig ist, und natürlich hat das Internet schon die Kommunikationsverhältnisse grundlegend verändert. Aber soziale Kontakte spielen nach wie vor eine riesengroße Rolle. Die Familie wird wieder wichtiger, allerdings mit neuen Gestaltungs- und Beziehungsformen. Persönliche Freundeskreise spielen als Bezugspunkte eine zunehmend wichtige Rolle. Es ist beileibe nicht so, dass die Medien alles überdecken und dass sie die große Potenz haben, alles zu beeinflussen. Ich glaube, dass die Leute, die jünger sind als ich – das werden Sie vielleicht anders sehen, ich weiß es nicht – auch zunehmend Fähigkeiten entwickeln, nein zu sagen, also einfach abzuschalten oder hochselektiv wahrzunehmen und nicht jeden Mist anzugucken. Da sind wir manchmal gefährdeter, denke ich. Ich meine, wir sind sowieso gefährdet. Wenn ich mir überlege, wie lange wir vor dem Fernseher hocken. Also wir sind vielleicht viel mediengefährdeter als die junge Generation, die mit den Medien auch aktiver umgeht. Ich finde es doch immer noch kognitiv anspruchsvoller, wenn man sich in Communities im Internet bewegt oder im Internet recherchiert gemäß den eigenen Interessen als wenn man da vier Stunden oder fünf Stunden vor dem Fernseher sitzt.

EJD: Fernsehen ist Ihnen zu passiv, es fördert eine Konsumentenhaltung.

EK-B: Ja, natürlich. Deswegen finde ich das Geschimpfe über die Internethörigkeit der jungen Generation ziemlich hirnrissig.

EJD: Das Internet hat selbstverständlich etwas Aktivierendes. Ich selbst bin immer wieder fasziniert von den Recherchemöglichkeiten, die das Internet bietet,

EK-B: Das ist ein mächtiges Instrument.

EJD: Und es ist bequem. Ich stelle mir vor, dass ich wegen jeder Information, die ich im Internet finde, in die Bibliothek eilen müsste.

EK-B: Ja, was denken Sie, wie das erst von hier aus ist.

EJD: Aber Internetzugang haben Sie hier?

EK-B: Inzwischen ja. Aber die Verbindung ist lange Zeit immer wieder ausgefallen. Jetzt bin ich zu Vodafone gewechselt, schweren Herzens. Die bieten einen LTE-Anschluss an. Da kriege ich höhere Geschwindigkeiten. Im Nachbardorf steht so eine LTE-Antenne. Also, jetzt läuft es hier ganz gut. Trotzdem, wenn man richtig wissenschaftlich arbeiten will, braucht man eine Bibliothek. Also ich gehe doch relativ oft in die Amerika-Gedenk-Bibliothek und nutze die Möglichkeit, im Katalog, der mir deutschlandweite Suchmöglichkeiten bietet, zu recherchieren. Vieles erfahren Sie halt doch nicht über das Internet. Das Internet vergisst ja auch sehr schnell. Manchmal vergisst es gar nichts und

manchmal vergisst es sehr schnell. Wichtige Artikel ... nach einer oder zwei Wochen sind die weg. Und deswegen habe ich mir angewöhnt, die mir wichtigen oder potenziell wichtigen Sachen in einem eigenen Lexikon zu speichern – nach Stichworten, so dass ich alles lesen kann wann und wo ich will. Damit will ich mich vergewissern, dass ich wichtige Wissensbestände dann zur Verfügung habe, wenn ich sie brauche. Also man muss schon sehr viel tun, um das Internet wirklich sinnvoll zu nutzen. Diese Herausforderung zur Eigentätigkeit halte ich aber eigentlich für etwas sehr Positives am Internet.

Eigentlich ist es ja eine „Literarisierung der Lebensverhältnisse“, wie Tretjakov formuliert hat, die durch das Internet stattgefunden hat. Aber wie Tretjakov auf die digitale Revolution reagiert hätte, Gott, ich weiß es nicht. Vielleicht hätte er wie Alexander Kluge einen eigenen Fernsehsender.

ES: Die Leute, die eigene Blogs betreiben, die beschreiben ja ständig ihr Leben, ihre Erlebnisse. Damit versucht das Individuum, seine Lebenswelt über ein Medium weltweit zugänglich zu machen.

EK-B: Die Frage ist nur: wen interessiert es. Mich interessiert es nicht.

EJD: Aber beim Bloggen wird doch die Vorstellung von der Demokratisierung des Schreibens irgendwie realisiert. Der professionelle Autor wird überflüssig, weil inzwischen jeder schreibt. Wäre das nicht im Sinne von Tretjakov?

EK-B: Ja, nehmen wir die Tatsache, dass wir heute Bücher ohne Verlag machen können. Das ist schon ganz enorm. Wir haben über die Raubdrucke der 1960er und 1970er Jahre gesprochen. Wenn man die vergleicht mit den heutigen Möglichkeiten des Selbstverlags, erkennt man, dass wir heute in einem anderen Zeitalter leben. Eine digitale Revolution hat stattgefunden, und wir wissen nicht, wohin sie uns noch führen wird.

EJD: Das ist ein gutes Schlusswort. Herr Knödler-Bunte, wir danken Ihnen für das Gespräch.